

dtv

Henry Chinaski (alias Bukowski) gehört nicht zu den Privilegierten Amerikas. Sein Vater verläßt jeden Morgen pünktlich das Haus, damit die Nachbarn nicht merken, daß er arbeitslos ist. In der Schule ist Henry »der Deutsche«, der die Fäuste oben halten muß, wenn die Altersgenossen über ihn herfallen. Er darf nicht zurückstehen, wenn die anderen prahlen, sie hätten »es« schon mit Weibern gemacht, und er weiß: Sein Leben lang wird er sich als ungeliebter Außenseiter durchschlagen müssen. »Bukowski ist der ungekrönte König des amerikanischen Underground und Ziehvater einer ganzen Literatengeneration. Leben als Katastrophe und Literatur als die einzige Chance, sich aus der Katastrophe zu retten.« (Karl Corino in der ›Stuttgarter Zeitung‹)

Charles Bukowski wurde am 16. August 1920 in Andernach geboren. Er lebte seit seinem zweiten Lebensjahr in Los Angeles. Nach Jobs als Tankwart, Schlachthof- und Hafenarbeiter begann er zu schreiben und veröffentlichte weit über vierzig Prosa- und Lyrikbände. Er starb am 9. März 1994 in San Pedro/L. A.

Charles Bukowski

Das Schlimmste kommt noch
oder
Fast eine Jugend

Roman

Deutsch von Carl Weissner

Deutscher Taschenbuch Verlag

Neuausgabe Januar 2007
2. Auflage September 2007
Veröffentlicht im März 1986 im
Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags

© 1982 Charles Bukowski

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

„Ham on Rye“

© 1983 der deutschsprachigen Ausgabe:

Carl Hanser Verlag, München · Wien

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: „Bad Boy“ (1981) von Eric Fischl

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-20963-2

Für alle Väter

Meine erste Erinnerung ist, daß ich unter etwas war. Es war ein Tisch, ich sah ein Tischbein, die Beine von Menschen und ein Stück herabhängendes Tischtuch. Es war dämmrig unter dem Tisch, und es gefiel mir dort. Es muß noch in Deutschland gewesen sein, ungefähr im Sommer 1922, als ich knapp zwei Jahre alt war. Ich fühlte mich gut unter diesem Tisch. Niemand schien zu wissen, daß ich da unten saß. Ein Streifen Sonne fiel auf den Teppich und die Beine der Menschen. Ich mochte das Sonnenlicht. Die Beine der Menschen waren nicht interessant, nicht so wie das Tischbein, das Stück Tischtuch, das herunterhing, und das Sonnenlicht.

Danach eine Weile nichts mehr. Dann – ein Christbaum. Kerzen. Vögel aus Glanzpapier, jeder mit einem kleinen Mistelzweig im Schnabel. Ein Stern. Zwei große Leute, die sich anschrien und aufeinander einschlugen. Menschen, die aßen. Immer Menschen, die aßen. Ich bekam auch zu essen, doch mein Löffel war so gebogen, daß ich ihn in die rechte Hand nehmen mußte, wenn ich etwas essen wollte. Wenn ich ihn in die linke Hand nahm, bog er sich von meinem Mund weg. Ich wollte ihn trotzdem immer wieder in die linke Hand nehmen.

Zwei Erwachsene waren da. Der größere von beiden hatte derbes, lockiges Haar, eine große Nase, einen großen Mund und buschige Augenbrauen. Er schien immer wütend zu sein und schrie oft herum. Die kleinere Person war still und hatte ein blasses rundes Gesicht mit großen Augen. Ich fürchtete mich vor beiden.

Manchmal war noch eine dritte Person da. Sie war

sehr dick und trug Kleider mit einer Halskrause aus Spitze. Sie steckte sich immer eine große Brosche an, und im Gesicht hatte sie zahlreiche Warzen, aus denen kleine Haare sprossen. »Emily« wurde sie von den beiden anderen genannt. Sie war die Großmutter, die Mutter meines Vaters. Zu meinem Vater sagte sie »Henry« und zu meiner Mutter »Katherine«. Ich redete die beiden nie mit ihren Namen an. Ich war »Henry junior«. Die Eltern sprachen meistens deutsch miteinander, und anfangs tat ich das auch.

Soweit ich mich erinnern kann, war das erste, was ich meine Großmutter sagen hörte: »Ich werde euch *alle* überleben!« Als sie das zum ersten Mal sagte, hatten wir uns gerade zu Tisch gesetzt. Sie sollte es noch oft sagen, immer kurz vor dem Essen. Essen schien sehr wichtig zu sein. Wir aßen Kartoffelbrei mit Soße, vor allem sonntags. Wir aßen auch Rinderbraten, Knackwurst und Sauerkraut, Erbsen, Rhabarber, Möhren, Spinat, grüne Bohnen, Huhn, Fleischklößchen und Spaghetti, manchmal auch Ravioli, gedünstete Zwiebeln und Spargel, und jeden Sonntag gab es Erdbeerkuchen mit Vanille-Eis. Das Frühstück bestand aus Toastbrot und Wurst, oder es gab Waffeln oder warme Semmeln mit Rührei und Schinken. Und zu jedem Essen kam Kaffee auf den Tisch. Doch am besten ist mir der Kartoffelbrei mit Soße in Erinnerung geblieben und wie meine Großmutter Emily jedesmal sagte: »Ich werde euch *alle* überleben!«

Wir waren inzwischen in Amerika. Die Großmutter besuchte uns oft. Sie kam mit der roten Straßenbahn von Pasadena nach Los Angeles herein. Wenn wir sie besuchten, was selten vorkam, nahmen wir immer den Model-T Ford.

Ich mochte das Haus meiner Großmutter. Es war klein und wurde überwuchert von dichten hohen Pfeffersträuchern. Emily hielt sich einige Kanarienvögel,

und jeder hatte seinen eigenen Käfig. An einen Besuch erinnere ich mich besonders deutlich. Gegen Abend machte sie die Runde und deckte die Käfige mit weißen Tüchern ab, damit ihre Vögel schlafen konnten. Während die Erwachsenen um den Tisch saßen und sich unterhielten, setzte ich mich an ihr Klavier, hieb auf die Tasten und hörte mir die Töne an, die herauskamen. Am besten gefielen mir die Tasten ganz oben, wo die Töne so hoch waren, daß man sie kaum noch unterscheiden konnte – es hörte sich an, als würden Eiszapfen aneinanderschlagen.

»Wirst du wohl damit aufhören!« kam es laut von meinem Vater.

»Laß den Jungen doch Klavier spielen«, sagte meine Großmutter.

Meine Mutter lächelte.

»Dieser Junge!« sagte meine Großmutter. »Einmal wollte ich ihn aus seiner Wiege hochheben und ihm einen Kuß geben, da hat er mich mitten auf die Nase geboxt!«

Dann unterhielten sie sich wieder, und ich spielte weiter Klavier.

»Warum läßt du das Ding nicht mal stimmen?« fragte mein Vater.

Dann hieß es plötzlich, wir würden bei meinem Großvater vorbeischaun. Er und meine Großmutter lebten getrennt. Ich bekam zu hören, daß mein Großvater ein schlechter Mensch war und aus dem Mund stank.

»Warum stinkt er aus dem Mund?«

Sie schwiegen.

»Warum stinkt er aus dem Mund?«

»Weil er trinkt.«

Wir stiegen in den Model-T und fuhren zu meinem Großvater Leonard. Als wir ankamen, stand er vor seinem Haus auf der Veranda. Er war schon alt, aber er hielt sich sehr gerade. In Deutschland war er Offizier

gewesen, und nach Amerika war er gekommen, weil er gehört hatte, dort seien die Straßen mit Gold gepflastert. Das war nicht der Fall, also wurde er Chef einer Baufirma.

Alle blieben im Wagen sitzen. Der Großvater krümmte den Finger und winkte mich zu sich her. Jemand machte mir die Wagentür auf, ich kletterte hinaus und ging auf ihn zu. Er hatte langes schlohweißes Haar und einen ebensolchen Bart. Als ich näher kam, sah ich, daß er blitzende blaue Augen hatte, denen offenbar nichts entging. Ich blieb ein paar Schritte vor ihm stehen.

»Henry«, sagte er, »du und ich, wir verstehen uns. Komm ins Haus.«

Er streckte mir die Hand entgegen. Ich ging vollends hin und konnte nun seinen schlechten Atem riechen. Er stank wirklich sehr aus dem Mund, aber ich hatte keine Angst vor ihm, denn er war der schönste Mann, den ich je gesehen hatte.

Ich ging mit ihm ins Haus. Er führte mich zu einem Sessel.

»Komm, setz dich hin. Ich freue mich sehr, daß du mich besuchst.«

Er ging nach nebenan. Als er nach einer Weile zurückkam, hatte er ein kleines Kästchen aus Blech in der Hand.

»Das ist für dich. Mach es auf.«

Ich hatte Schwierigkeiten mit dem Deckel und bekam das Kästchen nicht auf.

»Komm«, sagte er, »gib mal her.«

Er lockerte den Deckel und gab mir das Kästchen zurück. Ich hob den Deckel, und da lag sein Eisernes Kreuz, mit Halsband.

»Nein«, sagte ich, »das mußt du behalten.«

»Nimm es ruhig«, sagte er. »Ist nur so ein sentimentales Andenken.«

»Vielen Dank.«

»Besser, du gehst jetzt. Sie werden sich fragen, wo du bleibst.«

»Is gut. Wiedersehn.«

»Wiedersehn, Henry. Nein, warte noch . . . «

Ich blieb stehen. Er griff mit zwei Fingern in ein kleines Täschchen vorne an seiner Weste, und mit der anderen Hand zog er an einer langen goldenen Kette. Dann gab er mir seine goldene Taschenuhr mitsamt der Kette.

»Dankeschön, Großvater . . . «

Draußen warteten sie schon ungeduldig. Ich stieg in den Model-T, und wir fuhren los. Während der Fahrt redeten sie über alles mögliche. Sie hatten ständig etwas zu reden, und auch diesmal ging ihnen der Gesprächsstoff nicht aus, bis wir wieder vor dem Haus meiner Großmutter waren. Sie redeten über alles mögliche, doch meinen Großvater erwähnten sie mit keinem Wort.

2

Ich erinnere mich noch gut an den alten Model-T Ford. Es war ein hochbeiniges Gefährt, das mit seinen breiten Trittbrettern einladend und gutmütig wirkte. An kalten Morgen – und oft auch sonst – mußte mein Vater die Handkurbel vorne reinstecken und mehrmals kräftig drehen, bis der Motor ansprang.

»Dabei kann man sich den Arm brechen. Das Ding haut zurück wie ein Pferd, das ausschlägt.«

An Sonntagen, wenn die Großmutter nicht zu Besuch kam, fuhren wir mit dem Model-T aufs Land. Meine Eltern hatten eine Schwäche für Orangenhaine, und davon gab es reichlich. Meilenweit nichts als Bäu-

me, die entweder blühten oder voll Orangen hingen. Meine Eltern hatten immer einen Picknick-Korb und eine Metallkiste dabei. Die Metallkiste enthielt Obstkonserven auf Trockeneis, und im Picknick-Korb waren Wiener Würstchen, Brote mit Leberwurst und Salami, Kartoffelchips, Bananen und Limonade. Die Limonade wanderte ständig zwischen dem Korb und der Eiskiste hin und her. Sie gefror sehr schnell und mußte immer wieder aufgetaut werden.

Mein Vater rauchte Camels und kannte allerhand Tricks und Spiele, die mit der Packung zu tun hatten. »Wie viele Pyramiden seht ihr da? Zählt sie mal.« Wir zählten sie, und dann zeigte er uns, daß es noch mehr waren. Es gab auch Tricks mit den Höckern der Kamele und der Beschriftung der Packungen. Camels waren magische Zigaretten.

Ein Sonntagsausflug ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Der Picknick-Korb war schon leer, aber wir fuhren weiter durch die Orangerhaine und entfernten uns immer mehr von der Gegend, in der wir wohnten.

»Daddy«, sagte meine Mutter, »wird uns nicht das Benzin ausgehen?«

»Nein, das verdammte Benzin wird uns nicht ausgehen.«

»Wo fahren wir denn hin?«

»Ich werde mir ein paar gottverdammte Orangen holen!«

Meine Mutter machte sich sehr steif in ihrem Sitz. Mein Vater fuhr von der Straße herunter und parkte an einem Drahtzaun. Wir saßen da und lauschten. Dann klickte mein Vater die Tür auf und stieg aus.

»Bringt den Korb mit.«

Wir zwängten uns durch eine Lücke im Zaun.

»Haltet euch hinter mir«, sagte er.

Dann waren wir zwischen zwei Reihen von Orangerbäumen. Es war schattig hier. Nur wenig Sonne

drang durch die Zweige und Blätter. Mein Vater blieb stehen, langte hoch und fing an, Orangen von den unteren Zweigen zu reißen. Er schien wütend zu sein, so heftig riß er daran herum, und die Zweige schnellten auf und nieder, als hätten auch sie eine Wut. Er warf die Orangen in den Picknick-Korb, den meine Mutter mit beiden Händen hielt. Manchmal traf er daneben, und ich rannte den Orangen nach, brachte sie zurück und legte sie in den Korb. Mein Vater ging von Baum zu Baum, zerterte an den unteren Zweigen und warf Orangen in den Korb.

»Daddy, das reicht doch jetzt«, sagte meine Mutter.

»Von wegen.«

Er machte weiter.

Plötzlich versperrte uns ein Mann den Weg. Er war sehr groß und hatte eine Schrotflinte in der Hand.

»All right, Sportsfreund. Was glauben Sie eigentlich, was Sie hier machen?«

»Orangen pflücken. Gibt hier ja genug davon.«

»Das sind meine Orangen. Und jetzt hören Sie mal gut zu: Sie werden jetzt Ihrer Frau sagen, sie soll sie fallen lassen.«

»Bei soviel gottverdammten Orangen werden Sie doch ein paar entbehren können.«

»Ich werd' keine einzige entbehren. Sagen Sie Ihrer Frau, sie soll sie fallen lassen.«

Der Mann legte mit seiner Flinte auf meinen Vater an.

»Laß sie fallen«, sagte mein Vater.

Die Orangen rollten zu Boden.

»So«, sagte der Mann, »und jetzt raus aus meiner Plantage!«

»Sie brauchen doch diese Orangen nicht alle.«

»Ich weiß schon selber, was ich brauche. Raus hier!«

»Typen wie Sie sollte man aufhängen!«

»Ich bin hier das Gesetz. Bewegung!«

Der Mann hob wieder seine Flinte. Mein Vater drehte sich um und ging den Weg zurück, wir hinterher, und der Mann folgte uns.

Als wir im Wagen saßen, sprang der Motor nicht an. Mein Vater griff sich die Kurbel und stieg aus. Er versuchte es zweimal, aber es klappte nicht. Er begann zu schwitzen. Der Mann stand am Straßenrand und blaffte: »Sehn Sie bloß zu, daß Sie diese Klapperkiste ankriegen!«

Mein Vater setzte zu einem neuen Versuch an. »Wir sind hier nicht auf Ihrem Grund und Boden! Wir können hier stehbleiben, solange es uns paßt!«

»Von wegen! Macht, daß ihr hier verschwindet!«

Mein Vater kurbelte erneut. Der Motor hustete und ging wieder aus. Meine Mutter saß auf dem Beifahrersitz und hatte den leeren Korb auf dem Schoß. Ich hatte Angst, den Mann anzusehen. Mein Vater ließ die Handkurbel rotieren, und diesmal sprang der Motor an. Er klemmte sich hinters Lenkrad und murkste an der Gangschaltung herum.

»Laßt euch hier nicht mehr blicken!« sagte der Mann. »Das nächste Mal kommt ihr nicht so leicht davon!«

Mein Vater fuhr los. Der Mann stand immer noch am Straßenrand. Wir fuhren sehr schnell. Dann bremste mein Vater ab, wendete und fuhr wieder zurück. Als wir an der Stelle vorbeikamen, wo wir geparkt hatten, war der Mann verschwunden. In rascher Fahrt ging es nun aus den Orangerhainen hinaus.

»Eines Tages komm ich zurück und knöpf mir den Bastard vor«, sagte mein Vater.

»Heute abend machen wir uns ein gutes Essen, Daddy«, sagte meine Mutter. »Was möchtest du gern?«

»Schweinskotelett«, sagte er.

Ich hatte ihn noch nie so schnell fahren sehen.

Mein Vater hatte zwei Brüder. Der jüngere hieß Ben und der ältere John. Beide waren Trinker und Tauge-nichtse. Meine Eltern sprachen oft von ihnen.

»Die sind alle beide nichts wert«, sagte mein Vater.

»Du kommst halt aus einer schlechten Familie, Daddy«, sagte meine Mutter.

»Und *dein* Bruder ist auch keinen Pfifferling wert!«

Der Bruder meiner Mutter war in Deutschland. Mein Vater zog oft über ihn her.

Ich hatte noch einen weiteren Onkel. Er hieß Jack und war mit Elinore, der Schwester meines Vaters, verheiratet. Ich hatte bisher weder Onkel Jack noch Tante Elinore zu sehen bekommen, weil sie sich mit meinem Vater nicht vertrugen.

»Siehst du die Narbe da auf meiner Hand?« fragte mich mein Vater. »Da hat mir Elinore mal einen spitzen Bleistift reingebohrt, als ich noch ganz klein war. Die Narbe ist nie mehr weggegangen.«

Mein Vater hatte gegen alle etwas. Auch mich konnte er nicht leiden. »Kinder haben den Mund zu halten«, sagte er zu mir.

Wieder einmal war es Sonntagmorgen. Großmutter Emily war nicht zu Besuch.

»Wir sollten mal Ben besuchen«, sagte meine Mutter. »Er wird bald sterben.«

»Der hat sich von Emily das ganze Geld gepumpt und hat es verspielt und versoffen und mit Weibern durchgebracht.«

»Ich weiß, Daddy.«

»Wenn Emily mal stirbt, wird sie keinen Pfennig mehr haben.«

»Wir sollten trotzdem bei Ben vorbeischaun. Es heißt, er hat nur noch zwei Wochen zu leben.«

»Also gut, also gut! Gehn wir eben!«

Wir stiegen in den Model-T und fuhren los. Es zog sich in die Länge, denn unterwegs mußte angehalten werden, weil meine Mutter einen Blumenstrauß besorgen wollte. Es war eine lange Fahrt, bis ganz hinaus zu den Bergen. Als wir die ersten Ausläufer erreichten, ging es eine schmale gewundene Straße hinauf. Onkel Ben lag da oben in einem Sanatorium und starb an Tuberkulose.

»Dieses Sanatorium für Ben muß Emily ein Vermögen kosten«, sagte mein Vater.

»Vielleicht hilft Leonard mit aus.«

»Leonard hat doch nichts. Der hat alles vertrunken oder hergeschenkt.«

»Ich mag Opa Leonard«, sagte ich.

»Kinder haben den Mund zu halten«, kam es prompt von meinem Vater. Dann schimpfte er weiter auf den alten Herrn. »Ah, dieser Leonard! Zu uns Kindern war er immer nur gut, wenn er einen sitzen hatte. Da hat er mit uns Spaß gemacht und uns Geld gegeben. Aber am nächsten Tag, wenn er wieder nüchtern war, da war er der gemeinste Mensch von der Welt.«

Der Model-T kletterte wacker die Bergstraße hinauf. Die Sonne schien, und ein frischer Fahrtwind blies uns ins Gesicht.

»Da ist es«, sagte mein Vater. Er fuhr auf den Parkplatz des Sanatoriums, und wir stiegen aus. Ich ging hinter meinen Eltern hinein. Als wir zu Onkel Ben ins Zimmer kamen, saß er aufrecht im Bett und starrte aus dem Fenster. Er wandte den Kopf und sah zu uns her, als er uns hereinkommen hörte. Er war ein sehr gutaussehender Mann, schlank, schwarzes Haar, dunkle strahlende Augen.

»Hallo, Ben«, sagte meine Mutter.

»Hallo, Katy.« Dann sah er mich an. »Ist das Henry?«

»Ja.«

»Setzt euch doch.«

Mein Vater und ich setzten uns.

Meine Mutter blieb stehen. »Ich hab dir diese Blumen mitgebracht, Ben. Aber ich seh hier keine Vase.«

»Danke, Katy. Sind hübsche Blumen. Nein, ich hab hier keine Vase.«

»Ich geh eine holen«, sagte meine Mutter. Sie ging mit dem Blumenstrauß aus dem Zimmer.

»Wo sind jetzt deine ganzen Freundinnen, Ben?« fragte mein Vater.

»Sie kommen mich besuchen.«

»Jaja, jede Wette.«

»Doch, sie kommen her.«

»Wir sind nur hier, weil Katherine dich sehen wollte.«

»Ich weiß.«

»Ich wollte dich auch sehen, Onkel Ben. Ich finde, du bist ein richtig hübscher Mann.«

»So hübsch wie mein Arsch«, sagte mein Vater.

Meine Mutter kam wieder herein. Sie hatte die Blumen in einer Vase.

»Hier, ich stell sie dir auf den Tisch da am Fenster.«

»Es ist ein schöner Strauß, Katy.«

Meine Mutter setzte sich.

»Wir können nicht lange bleiben«, sagte mein Vater.

Onkel Ben griff unter die Matratze und holte eine Packung Zigaretten hervor. Er schüttelte sich eine heraus, riß ein Streichholz an und gab sich Feuer. Er inhalte tief und blies den Qualm von sich.

»Du weißt doch, daß du hier keine Zigaretten haben darfst«, sagte mein Vater. »Ich weiß auch genau, woher du sie kriegst. Diese Prostituierten bringen sie dir mit. Na schön, ich werd' es den Ärzten erzählen und sie dazu bringen, daß sie diese Nutten nicht mehr hier reinlassen!«

»Einen Scheißdreck wirst du tun«, sagte mein Onkel.

»Wenn ich nicht soviel Grips hätte, würd' ich dir jetzt

diese Zigarette aus dem Maul schlagen!« sagte mein Vater.

»Du hast noch nie was auf dem Kasten gehabt«, sagte mein Onkel.

»Ben«, sagte meine Mutter, »du solltest nicht rauchen. Es wird dich umbringen.«

»Ich hab ein gutes Leben gehabt«, sagte mein Onkel.

»Du hast nichts als gelogen, auf Pump gelebt, rumgehurt und gesoffen. Das nenn' ich kein gutes Leben«, sagte mein Vater. »Du hast in deinem Leben noch keinen Tag was gearbeitet! Und jetzt bist du mit vierundzwanzig am Ende!«

»Mir war es gut genug«, sagte mein Onkel Ben. Er machte wieder einen kräftigen Zug an seiner Camel und blies den Qualm von sich.

»Laß uns hier verschwinden«, sagte mein Vater. »Dieser Mensch ist ja wahnsinnig!«

Er stand auf. Dann stand auch meine Mutter auf. Ich stand als letzter auf.

»Wiedersehn, Katy«, sagte mein Onkel. »Und Wiedersehn, Henry.« Er sah mich dabei an, um zu zeigen, welchen Henry er meinte.

Wir folgten meinem Vater durch die Korridore des Sanatoriums und hinaus auf den Parkplatz. Wir stiegen ins Auto, der Motor sprang an, und wir machten uns auf die Heimfahrt, die weiten Serpentinaen der Bergstraße hinunter.

»Wir hätten noch ein bißchen bleiben sollen«, sagte meine Mutter.

»Weißt du nicht, daß Tuberkulose ansteckend ist?«

»Ich finde, er sah richtig gut aus«, sagte ich.

»Das kommt von der Krankheit«, sagte mein Vater.

»Da sehen sie alle so aus. Und außer TB hat er sich auch noch ein paar andere Sachen geholt.«

»Was für Sachen?« fragte ich.

»Das kann ich dir nicht sagen.« Er steuerte den Wa-

gen durch die Serpentinien, und ich fragte mich, was für Sachen er wohl gemeint hatte.

4

An einem anderen Sonntag fuhren wir los, um meinen Onkel John zu besuchen.

»Er hat kein bißchen Ehrgeiz«, sagte mein Vater. »Ich seh nicht, mit welchem Recht er seinen gottverdammten Kopf heben und den Leuten in die Augen sehen will.«

»Wenn er sich bloß seinen Kautabak abgewöhnen könnte«, sagte meine Mutter. »Überall spuckt er das Zeug hin.«

»Wenn's in diesem Land nur solche wie ihn gäbe, würden die Chinesen den Laden übernehmen, und *wir* müßten die Arbeit in den Wäschereien machen.«

»John hat eben nie eine Chance gehabt«, sagte meine Mutter. »Er ist als junger Kerl von zuhause ausgerissen. Du warst wenigstens auf der Highschool.«

»College.«

»Ja? Wo denn?«

»Universität von Indiana.«

»Jack hat gesagt, du warst nur auf der Highschool.«

»*Jack* war nur auf der Highschool. Deshalb pflegt er jetzt den Reichen ihre Gärten.«

»Besuchen wir auch mal meinen Onkel Jack?« fragte ich.

»Laß uns erst mal sehn, ob wir deinen Onkel John finden können«, sagte mein Vater.

»Wollen die Chinesen wirklich unser Land?« fragte ich.

»Diese gelben Teufel warten schon seit Jahrhunderten darauf. Sie sind bis jetzt bloß nicht dazu gekom-

men, weil sie mit den Japsen alle Hände voll zu tun hatten.«

»Wer sind die besseren Kämpfer, die Chinesen oder die Japse?«

»Die Japse. Das Problem ist, die Chinesen sind zu viele. Wenn man einen Chink tots schlägt, teilt er sich, und man hat zwei Chinks.«

»Wie kommt es, daß ihre Haut gelb ist?«

»Weil sie statt Wasser ihr eigenes Pipi trinken.«

»Daddy, erzähl doch dem Jungen nicht solche Sachen!«

»Dann sag ihm, er soll mit seinen Fragen aufhören!«

Es war wieder einmal ein warmer sonniger Tag in Los Angeles. Wir fuhren und fuhren. Meine Mutter hatte ein gutes Kleid angezogen und trug einen ihrer neumodischen Hüte. Wenn sich meine Mutter herausgeputzt hatte, saß sie immer sehr aufrecht und machte den Hals steif.

»Ich wünschte, wir hätten genug Geld, daß wir John und seiner Familie helfen könnten«, sagte sie jetzt.

»Es ist nicht meine Schuld, daß sie keinen Pott haben, in den sie reinpissen können«, antwortete mein Vater.

»Daddy, John war im Krieg, genau wie du. Meinst du nicht, daß ihm da auch ein bißchen was zusteht?«

»Er ist nie befördert worden. Ich hab es zum Stabsfeldwebel gebracht.«

»Henry, deine Brüder können nicht alle sein wie du.«

»Sie haben keinen gottverdammten *Antrieb*! Sie denken, sie können einfach schmarotzen!«

Onkel John wohnte mit seiner Familie in einem kleinen Bungalow. Wir gingen über einen rissigen